



DAS UNMÖGLICHE EXIL

Stefan Zweig
am Ende der Welt

George Prochnik *C.H.Beck*

GEORGE PROCHNIK

DAS
UNMÖGLICHE
EXIL

Stefan Zweig am Ende der Welt

*Aus dem Englischen von
Andreas Wirthensohn*

C.H.BECK

Copyright © by George Prochnik
Translated from the English Language:
The Impossible Exile. Stefan Zweig at the End of the World
First published by: Other Press, New York

© für die deutsche Ausgabe: Verlag C.H.Beck oHG, München 2016
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Stefan Zweig an Bord des britischen Postschiffs
„Alcantara“ auf der Reise nach Brasilien, August 1936, Stefan Zweig Centre, Salzburg
ISBN Buch 978-3-406-69756-2
ISBN eBook 978-3-406-69757-9

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

«Immer dieselben Versäumnisse der Menschheit,
ein Mangel an Einbildungskraft, durch und durch!»

Stefan Zweig, Tagebuch, 17. Oktober 1939

*Zur Erinnerung an
Edith Peterselka und Jonas Prochnik*

INHALT

Einleitung	9
1. Aus Odysseus wird Ödipus	36
2. Die Bettler und die Brücke	61
3. Volk des Buches	91
4. Wandernder Mutterleib	125
5. Das Wiedersehen	150
6. Ins Kaffeehaus!	175
7. Globales Roulette	205
8. Bildungsschulden	233
9. Die andere Seite	260
10. Gärten im Kriege	275
11. Das arkadische Exil	300
12. Refugium	325
Epilog	357
Dank	377
Anmerkungen und Literaturhinweise	379
Abbildungsnachweis	397

EINLEITUNG

An einem Morgen im November 1941 erwachte Stefan Zweig, einer der berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit – ein wohlhabender Humanist, der mit Leuten wie Sigmund Freud, Albert Einstein, Thomas Mann, Hermann Hesse und Arturo Toscanini befreundet war, ein Kosmopolit aus Wien, der kurz vor seinem 60. Geburtstag stand, mit violetter Tinte schrieb und selten ohne seinen dunklen Anzug auf Reisen ging –, recht spät auf einem schmalen schwarzen Metallbett neben dem Metallbett seiner Frau Lotte, fingerte sein Gebiss aus einem Glas und streifte eine zerknitterte Hose und ein Hemd über. Maultiere trappelten unten über das Pflaster. In den Baumkronen kreischten Vögel, während ihm Insekten über die Haut krabbelten.

Er zündete sich die erste Zigarre des Tages an und trat aus der Tür des muffigen kleinen Bungalows, stieg die von Hortensien überwachsenen Stufen zur Straße hinab und ging hinüber ins Café Elegante. Dort, in der Gesellschaft dunkelhäutiger Maultiertreiber, trank er für wenig Geld einen herrlich schmeckenden Kaffee und übte im Gespräch mit dem teilnahmsvollen Besitzer sein Portugiesisch. Dann stieg er die Stufen wieder nach oben und setzte sich für ein paar Stunden auf die überdachte Veranda, um zu arbeiten. Sie diente ihm als eine Art Wohnzimmer, von dem aus er immer wieder, über die smaragdgrünen Palmwedel hinweg, auf das großartige Panorama der Gebirgskette der Serra do Mar blickte. Lotte, die siebenundzwanzig Jahre jünger war als er und früher einmal als seine Sekretärin gearbeitet hatte, korrigierte nebenan das Manuskript einer kurzen Erzählung über Schach – das königliche Spiel –,



*Rua Gonçalves Dias in Petrópolis zu der Zeit,
als die Zweigs dort wohnten*

an der er gerade saß. Drinnen mühte sich das Hausmädchen mit dem qualmenden Holzofen.

Nach einem recht primitiven Mittagessen – Hühnchen, Reis und Bohnen bildeten die Grundlage des Speiseplans – spielten Stefan und Lotte eine Partie Schach aus einem Buch mit Meisterpartien nach. Anschließend unternahmen sie einen langen Spaziergang abseits der Hauptstraßen von Petrópolis, der Stadt in den Hügeln oberhalb von Rio, wo sie ein wenig Ruhe gefunden hatten, auf einem alten Pfad, der in einen pittoresken Urwald voller wilder Blumen und kleiner Bäche führte. Dann zurück zum Bungalow, um weiterzuarbeiten. Korrespondenz. Exzerpte aus einem verstaubten Montaigne-Band, den er im Keller entdeckt hatte. («Damals wie heute die Welt zerrissen, ein Schlachtfeld, Krieg zum Summum der

Bestialität gesteigert», schrieb er; «in solchen Zeiten münden die Probleme des Lebens für den Menschen nur in ein Problem: wie bleibe ich frei?») Dann Schlaf. So ging es dahin, Tag für Tag, Woche für Woche.

Doch an diesem Tag überkam Stefan Zweig die völlige Unwahrscheinlichkeit seiner Situation. In einem Brief an Lottes Familie machte er seinem Erstaunen Luft: «Ich hätte nie gedacht, dass ich in meinem sechzigsten Lebensjahr in einem kleinen brasilianischen Dorf sitzen würde, bedient von einer barfüßigen Schwarzen und Tausende von Kilometern entfernt von all dem, was vormals mein Leben war, von meinen Büchern, Konzerten, Freunden, Unterhaltungen.» Sein ganzer Besitz, den er in Österreich zurückgelassen hatte, seine Anteile am familieneigenen Textilbetrieb in der Tschechoslowakei, die Reste seiner Habseligkeiten, die er 1934 ins Exil nach England gerettet hatte, all das schien ihm verloren. Die beeindruckende Fülle an Autographen und Partituren, die er sein Leben lang mit Leidenschaft gesammelt hatte, war in alle Welt zerstreut. Gegenüber der Schwägerin in London wiederholte er seinen «dringlichen Wunsch, dass ihr alles an Kleidung, Unterwäsche, Leinen, Überziehern und was wir sonst noch dagelassen haben, verwendet (...) Ihr würdet mir damit einen Gefallen tun und ihr werdet sehen, dass ich mich mit dieser Vorstellung viel besser fühle. Ich bedauere dann weniger, was ich alles nicht mehr sehen werde.»

Das Erstaunliche aber war: Obwohl Stefan Zweig alles verloren hatte, was sein bisheriges Dasein ausgemacht hatte, beteuerte er: «Wir fühlen uns äußerst glücklich hier.» Die Landschaft sei wunderschön. Die Menschen seien allerliebste. Das Leben sei billig und intensiv. Er und Lotte sammelten die nötige Kraft, um den finsternen Zeiten zu trotzen – «ach, wir werden viel Kraft brauchen», schrieb er. Getrübt wurde ihr Glück nur durch den Gedanken an das unaussprechliche Leid, das ihrer früheren Heimat gerade widerfuhr. Die Nachrichten vom Alltag in den von den Nationalsozialisten besetzten Gebieten waren noch deprimierender als die Berichte über die militärische Lage. Zweig war in Sorge, Millionen könnten verhun-

gern, während Brasilien sich in Frieden und Wohlstand sonnte. Das Gefühl, man sei gegen den in Europa wütenden Anfall von Selbstzerstörung immun, hatte unter den Mächtigen des Landes einen neuen Nationalismus entfacht, und sie träumten davon, den Ausgang des Krieges in einflussreicher Rolle mitzugestalten. Doch die Freundlichkeit der Brasilianer blieb davon unberührt. «Ich wünschte, wir könnten Euch etwas Schokolade oder Kaffee oder Zucker schicken, die hier lachhaft billig sind», schrieb er, «aber wir hatten noch keine Gelegenheit dazu.»

Sich Zweig vorzustellen, wie er einsam und an den Rand gedrängt auf seiner üppig bewachsenen Veranda in Petrópolis sitzt, wo, wie er schrieb, Europa mit all seinen Problemen von den Gedanken der Einheimischen ebenso weit entfernt war, wie das die Auseinandersetzungen in China für Europäer wie ihn gewesen waren – diese Vorstellung ist so unwahrscheinlich wie beklemmend. Wie konnte es so weit kommen, dass einer der umschwärmtesten Schriftsteller seiner Zeit, der sich weniger seines literarischen Werkes rühmte als vielmehr stolz von sich behauptete, er fungiere als Mittler zwischen den intellektuellen und künstlerischen Berühmtheiten Europas, in der Rua Gonçalves Dias Nr. 34 das, wie er selbst es nannte, Leben eines Mönchs führte? Doch gerade diese Distanz – gegenüber seinem Verleger nannte er seinen brasilianischen Zufluchtsort einen «abgeschiedenen Winkel», in dem er das «zurückgezogenste Leben» führe – habe ihm auch die Freiheit verschafft, schrieb er, seine Erinnerungen *Die Welt von Gestern* abzuschließen und alles Material, das er vorher verfasst hatte, «von Grund auf durchzuarbeiten». Die Landschaft ringsherum in Petrópolis erschien ihm «wie aus dem Österreichischen ins Tropische übersetzt», wie er an Franz und Alma Werfel schrieb. Während Wien immer tiefer im Dunkel versank, strahlte die imaginäre Stadt als künstlerisches Utopia für Zweig immer heller. In dieser Hinsicht ähnelte er seinem alten Freund Joseph Roth, über den es einmal hieß: «Sein österreichischer Patriotismus wuchs im gleichen Maße, wie Österreich immer weiter schrumpfte, und erreichte seinen Höhepunkt, als sein Heimatland zu existieren aufhörte.»

Während unten auf der Straße Esel vollbeladen mit Bananen vorüberzogen und das Hausmädchen in der Küche nebenan fröhliche Lieder sang, ließ Zweig die lebendigsten Szenen seiner Vergangenheit noch einmal Revue passieren. Weil es von der ästhetischen Leidenschaft seiner Heimatstadt zeugte, war ihm kein Ereignis wichtiger als der Moment, da sich die Wiener Gesellschaft 1888 ein letztes Mal im alten Burgtheater versammelte, bevor dieses großartige Gebäude abgerissen wurde. Kaum war der Vorhang nach der letzten Vorstellung gefallen, «stürzte jeder auf die Bühne, um wenigstens einen Splitter von den Brettern, auf denen ihre geliebten Künstler gewirkt, als Reliquie nach Hause zu bringen, und in Dutzenden von Bürgerhäusern sah man noch nach Jahrzehnten diese unscheinbaren Holzsplitter in kostbarer Kasette bewahrt, wie in den Kirchen die Splitter des heiligen Kreuzes.» Das sei, so Zweig weiter, nichts anderes als «Fanatismus für die Kunst» gewesen, ein Fanatismus, an dem alle Gesellschaftsschichten in Wien teilgehabt hatten. Überdies habe diese verzehrende Leidenschaft die Künstler zu immer neuen Höhen schöpferischer Leistung getrieben, nicht aus Wertschätzung, sondern aus Überschätzung. «Immer erreicht Kunst dort ihren Gipfel, wo sie Lebensangelegenheit eines ganzen Volkes wird.» Und wenn er von der Seite aufblickte, füllten sich seine Augen mit dem Grün und Gold der Palmen, mit schroffen Bergen voller Grün, mit einem unendlich weiten Himmel. Wohin war alles in seinem Leben verschwunden?, wunderte er sich. Niemand war weltlicher als Zweig. Er glaubte, er hätte alles gehört. Doch so etwas wie die Stille in seinem neuen Zuhause hatte er noch nie vernommen.

Manchen Leben wenden wir uns zu, weil ihr Genie – ob schöpferisch oder unheilvoll – dazu reizt, ihr Geheimnis zu ergründen. Und dann gibt es die Charaktere, die unser Interesse wecken, weil sich in ihnen wie in einem Brennglas bedeutsame Zeiten bündeln.

Stefan Zweig – reicher Bürger Österreichs, rastlos umherwandernder Jude, erstaunlich produktiver Autor, unermüdlicher Verfechter

ter eines paneuropäischen Humanismus, unablässiger Netzwerker, tadelloser Gastgeber, zu Hause ein Hysteriker, hehrer Pazifist, billiger Populist, zartes Gemüt, Hundeliebhaber, Katzenhasser, Büchersammler, Krokodillederschuhträger, Dandy, Depressiver, Kaffeehausenthusiast, Tröster einsamer Herzen, gelegentlicher Frauenheld, Männerliebäugler, mutmaßlicher Exhibitionist, überzeugter Fabulierer, Schmeichler der Mächtigen, Held der Machtlosen, jämmerlicher Feigling angesichts des Älterwerdens, ungerührter Stoiker angesichts der Mysterien des Grabes –, dieser Stefan Zweig gehört zu der Sorte Mensch, die den Zauber und die Fäulnis ihrer Umgebung verkörpern.

Bis heute ist Zweigs Werk fast überall in Europa in zahlreichen Ausgaben verfügbar. In Frankreich werden seine Novellen immer wieder neu herausgegeben und erklimmen jedes Mal wieder die Bestsellerlisten. Seine Bücher schmücken Schaufenster und bevölkern die Drehständer im Bahnhofsbuchhandel. Er ist in Italien und Spanien populär und hat in Deutschland und Österreich seine Bewunderer. In der englischsprachigen Welt jedoch – insbesondere in den USA – war er bis vor ein paar Jahren fast völlig in der Versenkung verschwunden. Als ich aufwuchs und Literatur studierte, begegnete ich keinem einzigen Werk von Zweig. Als ich Freunde nach ihm fragte, hatte fast niemand auch nur seinen Namen gehört. Als ich herausfinden wollte, wie sehr er in Nordamerika bis in die frühen Vierzigerjahre hinein gelesen wurde, hat mich die Vollkommenheit seines Verschwindens verblüfft und zugleich neugierig gemacht. Warum ist Stefan Zweig dort so völlig aus dem Blick geraten?

So viel seine Geschichte über das kulturelle Leben im Vorkriegseuropa erzählt, so provozierend sind die Einblicke, die sein Exil bietet, für die Frage, was aus dieser Kultur wurde, als sie in das Idiom der Neuen Welt übersetzt wurde. Zweigs Leben wirft einmal mehr die immerwährende Frage nach der Verantwortung des Künstlers in Zeiten der Krise auf: In welchem Verhältnis steht die Schuld gegenüber seinen Mitleidenden zur Schuld gegenüber der eigenen Muse?



Stefan Zweig in Salzburg, Sommer 1931

Welche Rolle spielt Politik in der Kunst? Und welcher Ort kommt der Kunst in der Bildung zu? Seine Geschichte wirft überdies Fragen danach auf, wie wir irgendwo zugehörig werden – wie verhalten sich die Verantwortung gegenüber der Familie und den ethnischen Wurzeln und die Ideale des Kosmopolitismus zueinander? Die Zahl der Leben, mit denen Zweig über sein Schreiben in Berührung kam, und die Zufluchtsstätte, zu der er die Terrasse seines Hauses am Salzburger Kapuzinerberg machte, wo unzählige Humanisten und Künstler aus Europa im Schatten der Bäume saßen und redeten, machten Zweig zu einem Katalysator und Vermittler von Denkströmungen, die für seine Epoche von zentraler Bedeutung waren. «Begegnen wir der Zeit, wie sie uns sucht», lautet das Eingangsmotto seiner Autobiographie. Diese Verse aus Shakespeares *Cymbeline* lassen sich mit Blick auf die Lebensgeschichte Stefan Zweigs unter-

schiedlich interpretieren, je nachdem, ob er mit der Gegenwart im Einklang steht oder aus ihr heraustritt.

Zweig selbst betrachtete seinen eigenen Sturz von den Höhen des Ruhms in die Tiefen der Finsternis als symptomatisch für ein allgemeineres Phänomen: «nie (...) hat eine Generation einen solchen moralischen Rückfall aus solcher geistigen Höhe erlitten wie die unsere», beklagt er im Vorwort zu *Die Welt von Gestern*. Die Tatsache, dass er mit seinem Schicksal nicht allein war, konnte die Wucht dieses Falls freilich nicht lindern. Er staunte immer wieder aufs Neue über die Vertreibung aus dem Olymp europäischer Künstlerprominenz in die elende Nomadenexistenz, die er ein paar Jahre lang führen musste. «Denn losgelöst von allen Wurzeln und selbst von der Erde, die diese Wurzeln nährte, – das bin ich wahrhaftig wie selten einer in den Zeiten», verkündet er in einer Apostrophe, die für einen Augenblick, so scheint es, dem Irrglauben der Nicht-Größe erliegt.

Das Vorwort zu *Die Welt von Gestern* verfasste Zweig im Sommer 1941, kurz bevor er die Vereinigten Staaten in Richtung Brasilien verließ. Er lebte damals in Ossining im Staat New York, wo die erste Fassung seiner Autobiographie entstand. War sein Zuhause in Petrópolis wildromantisch und entlegen, so fühlte sich sein Domizil in dieser Stadt am Hudson, eineinhalb Kilometer oberhalb des Gefängnisses Sing Sing gelegen, beklemmend und trist an. «In Ossining gibt es rein gar nichts zu tun oder zu sehen», schrieb Lotte an ihre Familie in England. Berühmt war der Ort allenfalls für Sing Sing, aber «diese Tatsache versucht man lieber zu vergessen». Stefans Freund Jules Romains, Vorsitzender des internationalen PEN, bedauerte Zweigs Entscheidung für diese «*banlieue sinistre*», wie er das nannte, und befürchtete, Ossining könnte seine Stimmung weiter verdüstern.

An einem Julinachmittag machte Suse Winternitz, Zweigs Stieftochter aus erster Ehe, eine ganze Reihe von Fotografien, die Stefan Zweig in einem Korbstuhl auf dem Rasen vor seinem Haus in der

Ramapo Road Nr. 7 zeigen. Der Schriftsteller ist wie immer makellos gekleidet: eine Hose aus weichem, leichtem Stoff, ein weißes Hemd und eine zart gepunktete Fliege. Trotz seiner 59 Jahre sind sein gepflegter Schnurrbart und sein akkurat gescheiteltes Haar noch immer von kräftigem Dunkel, Ton in Ton mit den opaken schwarzen Augen. Nur die Falten, die von den Augenwinkeln her ausstrahlen und sich darunter bündeln, zeugen von seinem Alter. Er beugt sich nach vorn, das rechte Bein über das linke gelegt, vielleicht in Richtung eines Gesprächspartners. Auf einem Foto, das an diesem Tag aufgenommen wurde, lässt die Spannung, die seine Pose mit Leben füllt, vermuten, dass er gerade etwas gehört hat, das seine Aufmerksamkeit erregt. Auf einem anderen Bild ist jede Spannung aus ihm gewichen, und er sieht aus wie der traurigste Mensch auf Erden. Auf beiden Bildern wohnt seinem Blick etwas Benommenes inne. Menschen, die ihn kannten, haben oft auf Zweigs vogelgleiches Sozialverhalten hingewiesen. Auf diesen Bildern sieht es so aus, als sei der Vogel gerade gegen eine Scheibe geflogen, die er fälschlicherweise für den Himmel gehalten hatte.

«So verschieden ist mein Heute von jedem meiner Gestern, meine Aufstiege und meine Abstürze, daß mich manchmal dünkt, ich hätte nicht bloß eine, sondern mehrere, völlig voneinander verschiedene Existenzen gelebt», notiert er in seiner Autobiographie. Er habe Wien «wie ein Verbrecher verlassen müssen», die «zweitausendjährige übernationale Metropole», in der er aufgewachsen war als einer, mit dem das Schicksal es gut meinte, deren kulturellen Reichtum er in sich aufgenommen und deren Kaffeehauskonversation ihn willkommen heißen hatte. Wie extrem Zweig das Drama *fühlte*, das er in seinem amerikanischen Exil durchlebte, war für jeden, der ihm begegnete, mit Händen zu greifen. Als Klaus Mann an einem sonnigen Tag im Juni 1941 Zweig zufällig in Manhattan auf der Fifth Avenue in die Arme lief, wirkte der Mensch, den Mann seit langem als «unermüdlichen Entdecker und Förderer junger Talente» bewunderte, eigenartig fremd – unrasiert und geistesabwesend. Zweig war so sehr in düstere Gedanken versunken, dass er den Herannahenden zu-

nächst gar nicht bemerkte. Erst als Mann ihn ansprach, fuhr Zweig zusammen «wie ein Schlafwandler, der seinen Namen hört», und verwandelte sich schlagartig in den gesitteten Weltmann von einst. Klaus Mann jedoch ließ die Erinnerung an diesen ersten wilden Blick nicht mehr los – einen Blick, dem auch Carl Zuckmayer, der aus Deutschland geflohene Dramatiker, ein paar Wochen später begegnete, als Zweig ihn während eines Abendessens fragte, welchen Sinn es habe, als sein eigener Schatten weiterzuleben. «Wir sind doch nur Gespenster – oder Erinnerungen», meinte er traurig.

Vor allem hatte Zweig erkannt, dass das Exil kein statischer Zustand, sondern ein Prozess ist. «Sie beginnen gerade Ihr Leben im Exil», bemerkte er 1940 gegenüber André Maurois. «Sie werden sehen, wie die Welt sich nach und nach dem Verbannten verweigert.» Zu diesem Zeitpunkt war Zweig schon so lange quer durch Europa geschubst worden, dass er seinen Status gegenüber einem anderem Freund kurz und knapp so formulierte: «vormals Schriftsteller, jetzt Experte für Visa». Die Stempel der Konsulate mit Datum und Siegel, mit ihren Unterschriften und handgeschriebenen Zahlen, den streng festgehaltenen Einreisebedingungen und Gültigkeitsbeschränkungen, die zwischen März 1940 und dem Ende seines Aufenthalts in Ossining Ende August 1941 Stefan Zweigs britischen Pass füllten, umfassen neunzehn dermaßen dicht und geheimnisvoll beschriftete Seiten, dass sie wie ein mit Zaubersprüchen versehener Talisman aus Tausendundeiner Nacht wirken.

Was macht ein gutes Exil aus? Gibt es dafür eine verlässliche Gleichung aus innerer Kraft, geistiger Offenheit und äußerer Unterstützung, welche die Überlebenschancen eines Flüchtlings bestimmt? Warum erging es Thomas Mann, Carl Zuckmayer und dem Dirigenten Bruno Walter in den USA so gut, während Zweig, Bertolt Brecht und der Dramatiker Ernst Toller so gut wie all ihre Erfahrungen in der Neuen Welt als schrecklich erlebten? Goebbels verspottete das ganze Pack emigrierter Schriftsteller und nannte sie

verächtlich «Kadaver auf Urlaub». Das rührte natürlich an die große Angst des Exilierten, von der Zweig heimgesucht wurde: dass aus der Entwurzelung ein Tod durch Kappung aller Lebensadern wird. Die große Zahl der Europäer, die sich damals an den Gestaden der Neuen Welt sammelten, nahm dieser Ahnung nichts von ihrem Schrecken.

Die Zahl der während des Krieges emigrierten Künstler und Intellektuellen war so enorm, dass Historiker sie mit der Flucht griechischer Gelehrter nach dem Fall von Byzanz verglichen haben. Zweigs Leben auf dem amerikanischen Kontinent streift all die Hotels überall in der Neuen Welt, in denen der zerbrochene Geist Europas in den Vierzigerjahren schwebend verharrte – eine Aneinanderreihung von Zimmern, Hunderte von Stationen auf einer unmöglichen Flucht von Nirgendwo nach Nirgendwo. All die Hotelhallen und Kaffeehäuser, wo sich die Vertriebenen in ihren zu locker sitzenden Hosen und dicken Mänteln trafen und sich flüsternd miteinander unterhielten ohne den Zwang zur Übersetzung – die Bänke in den Vierteln etwas außerhalb des Zentrums, in die sie sich zurückzogen und wo das Vermächtnis früherer Flüchtlinge, ein Laden, ein Name, ein Stück Architektur, an zu Hause erinnerten –, ehe sie wieder in die Ministerien des Schwebestands zurückkehrten und um Papiere und Arbeit und Arbeitspapiere nachsuchten.

Für Bruno Walter lag das Geheimnis eines glücklichen Exils in der Erinnerung an die Unterscheidung zwischen «hier» und «drüben». Zweig, der Inbegriff eines verhinderten Exilanten, bietet eine Formel für toxische Migration – man könnte vom Frau-Lot-Syndrom sprechen. Er spürte den Unterschied zwischen seinem früheren Zuhause und seiner gegenwärtigen Umgebung allzu sehr und konnte nicht aufhören, fortwährend zurückzuschauen. Als er in der Ramapo Road Nr. 7 an seinen Erinnerungen arbeitete, «aus dem Abgrund des Grauens, in dem wir heute halb blind herumtasten mit verstörter und zerbrochener Seele», blickte er «immer wieder auf zu jenen alten Sternbildern» seines verlorenen Kontinents.

Im Zeitalter fortwährender Entwurzelung und auf den Kopf gestellter kultureller Werte berührt uns Zweigs Erfahrung, der Welt dabei zuzusehen, wie sie sich ihm Stück für Stück verweigerte, nicht nur – sein Verlust von Heimat, Sprache, kulturellen Bezugspunkten, Freunden, Büchern, dem Gefühl einer Berufung, Hoffnung –, sondern erscheint wie eine Vorahnung und lässt an einen Satz von Heinrich Mann denken: «Der Besiegte erfährt etwas schneller, was das Schicksal vorhat.»

An einem Junitag unternahm ich eine Fahrt flussaufwärts auf dem Hudson, um das Haus zu besuchen, in dem Zweig während der Phase seines amerikanischen Exils gewohnt hatte, als er in einer Woche mitunter mehr als siebzig Seiten seiner Autobiographie niederschrieb. Ich wollte sehen, was davon noch übrig war; ob seine Anwesenheit irgendwo vermerkt war; worauf er vielleicht aus seinen Fenstern geblickt hatte. Ich wollte mir vorstellen, wie es gewesen sein könnte, vom monumentalen Gebäude der alten Penn Station aus mit dem Zug gen Norden zu fahren zu einer Zeit, als das Meer der dunklen Hüte der Geschäftsleute zunehmend von khakifarbenen Schiffchen und den runden weißen «dixie cups» der Marine durchsetzt war und die Nation sich zum Krieg rüstete.

Wie viele Male fuhr Zweig diese Strecke, die urplötzlich vom Silbergrau der Wolkenkratzer in die von Grün und grauem Fels gesäumten Flussufer außerhalb Manhattans wechselt? In Wien sind die Übergänge sanfter, dort bringen immer wieder Grünanlagen die Natur in die Stadt, und der Wienerwald mit seinen alten Weinbergen umschließt sie von drei Seiten mit romantischen Landschaften. Wie muss sich Zweig, der beinahe obsessiv über den höchsten Wert der individuellen Freiheit schrieb, gefühlt haben, wenn er an seiner Station ankam und kurz zuvor noch die Mauern von Sing Sing mit ihren Wachtürmen und Suchscheinwerfern passiert hatte?

Ich marschierte vom Bahnhof eine langegezogene Anhöhe hinauf, vorbei an schmucklosen Kirchen und in die Jahre gekommenen

Ladenzeilen, überquerte ein Baseballfeld und gelangte in die Ramapo Road, eine Querstraße in einer kleinen Siedlung, die gebaut worden war, kurz bevor Zweig hierherzog, auch wenn sein Haus älter ist als die Gebäude ringsum. Das Haus, in dem er wohnte, als er *Die Welt von Gestern* schrieb, ist inzwischen von seinem ursprünglichen Standort in einem Obstgarten ein Stück weiter nach oben versetzt worden. Das steile Grundstück, auf dem es steht, wurde neu bepflanzt mit niedrigen Sträuchern und einem leuchtend roten japanischen Fächerahorn. Lediglich eine dicke, alte Eiche zwischen dem Eingangstor und der Zufahrt sieht so aus, als sei sie von jenem Sommer 1941 übrig geblieben; ihre Wurzeln wölben sich wie ein Haufen Schlangen durch den unebenen Boden.

Von den weißen Holzsäulen, auf denen der kleine Bogen über dem Haupteingang des Hauses ruht, blättert die Farbe ab, aber es führt kein Weg mehr zur Vordertür, die mit Brettern vernagelt ist. Ich ging ums Haus herum und spähte durch ein verstaubtes Fenster, vorbei an einer verwelkten Lilie und einem ausgebleichten Regenbogen aus Plastikblumen in weißen Körbchen unter einer grün-gelben imitierten Tiffany-Lampe, in ein dunkles Zimmer. Neben der Seitentür prangte ein goldenes Schild mit der Aufschrift «Vorsicht Bewohner». Ein Aufkleber auf der Scheibe der Fliegengittertür verkündete in ausladender gotischer Schrift: «Ab hier ... Drachen».

Ich klopfte an die Tür, wartete, wartete eine ganze Weile und wollte gerade wieder gehen, als die Tür von innen entriegelt und aufgerissen wurde. Zum Vorschein kam eine korpulente Frau mit einem winzigen, runden, blassen Kopf, einer riesigen Plastikbrille, spärlichem, lockigem Haar, das am Ansatz schon schlohweiß war, und einem schlabbrigen T-Shirt, auf dem in Rot nur ein Wort stand: «Teufel».

Sie beäugte mich misstrauisch und machte keinerlei Anstalten, das Fliegengitter zu öffnen. Ich nannte meinen Namen und fragte, ob sie wisse, dass ein berühmter europäischer Schriftsteller namens Stefan Zweig einst in ihrem Haus gewohnt habe. Unwirsch unterbrach sie meinen Sermon. «Ja, das weiß ich! Vor zehn Jahren kam

schon mal eine Frau, die ein Buch schrieb, die hat mir das Gleiche erzählt. Sie wollte, dass ich sie reinlasse. Ich hab' zu ihr gesagt: Ich weiß nicht, wo dieser Mann saß, als er seine Bücher schrieb. Ich weiß nicht, ob er oben oder unten saß oder auf der Veranda oder im Keller. Wie soll das jemand wissen? Ich weiß nicht, aus welchem Fenster er starrte, wenn er von seinem Blatt aufblickte. Ich hab' keine Vorstellung, was er von seinem Arbeitsplatz aus sehen konnte. Ich weiß nicht, was er gegessen hat. Ich weiß nicht, was er anhatte. Ganz gleich, wo er gegessen hat, sein Stuhl ist nicht da. Sein Schreibtisch ist weg. Ich hab' keinen seiner Stifte. Ich hab' seine Schreibmaschine nicht. Nicht einmal mehr der Rasen draußen ist der gleiche, und zwar wegen falscher Angaben zu der Grundstücksgrenze, wo ich für das Fällen von Bäumen zahlen sollte, die gar nicht mir gehörten. Ich hab' der Gemeinde einen Brief geschrieben und ihr mitgeteilt: «Sie wollen mich hier so mir nichts dir nichts für etwas haftbar machen, obwohl ich Kopien der original Grundbuchauszüge habe, die belegen ...».

So ging das noch eine Weile weiter. Ich nickte und nickte, mein Blick schweifte über eine Reihe großer, üppiger alter Bäume jenseits des Zauns, die damals vielleicht ihren Schatten auf den Rasen warfen, als das Foto von Zweig im Korbstuhl aufgenommen wurde.

In einem anrührenden Aufsatz, den er kurz vor seiner Abreise aus England verfasste, stellt Zweig Vermutungen darüber an, dass die Ruhe, welche die Engländer angesichts des Weltkriegs an den Tag legten, weniger mit ihrem kultivierten Benehmen oder dem britischen Bildungssystem zu tun hatte als vielmehr mit der nationalen Passion des Gärtnerns. Tiefer als alles andere, so schreibt er, sei «die ständige Verbundenheit mit der Natur, die etwas von ihrer großen Gelassenheit unsichtbar auf jeden Menschen überträgt, der in dauernder Zwiesprache mit ihr lebt». Armer Stefan Zweig, der da über das Geheimnis der englischen *coolness* nachsann, während sein eigener fiebriger Geist immer schwächer wurde.

Abrupt ließ die Hausherrin von ihren juristischen Querelen ab und erklärte, sie sei nach dem Besuch der letzten unglückseligen

Zweig-Sucherin selbst in die Bibliothek gegangen und habe den Schriftsteller nachgeschlagen, nach dem diese aufdringliche Person gefragt habe.

Ah, dachte ich, habe ich diese Begegnung also doch etwas vor-schnell als weiteren Beleg für Zweigs völliges Verschwinden von der amerikanischen Bühne betrachtet. «Und was haben Sie gefunden?», fragte ich.

«Nun – als dieser Stefan Zweig in Europa lebte, wer, glauben Sie, hat da ganz in seiner Nähe in der gleichen Straße gewohnt?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Ein gewisser Anstreicher namens Adolf Hitler. Junge, ich wünschte, dieser Zweig hätte ihn von der Leiter gestoßen!»

Mein Vater entkam Hitlers Wien 1938, nachdem mein Großvater, ein erfolgreicher Arzt, von einem ehemaligen Patienten, der ein hochrangiger Nazi war, einen Hinweis bekommen hatte: Er und seine Familie stünden auf einer Gestapoliste und sollten am nächsten Morgen verhaftet werden. Die Familie versteckte sich bei nicht-jüdischen Freunden und schaffte es ein paar Tage später, mit einem Zug in die Schweiz außer Landes zu kommen. Bis heute muss mein Vater – ein Technikfreak vor dem Herrn – leicht verwundert schmunzeln ob der Tatsache, dass allein das Fehlen von Computern seine Familie davor bewahrt hat, an der Grenze festgenommen zu werden. Hätten ihre Namen auf der Liste gestanden, welche die NS-Männer durchgingen, als sie die Passagiere nach Geld und Wert-sachen durchsuchten, hätte man sie nie aus Österreich herausgelassen.

Die Familie reiste zunächst nach Zürich, von wo aus mein Vater und sein Bruder in ein katholisches Waisenhaus am Fuße der Alpen geschickt wurden, denn meine Großeltern verfügten nicht über die Mittel, um für sie zu sorgen. Die Erinnerungen meines Vaters an diese Zeit kreisen vor allem um eine Erfahrung: Mitten in der Nacht holte man ihn regelmäßig aus dem Bett, und er musste vom

Waisenhaus aus einen fürchterlich steilen Pfad ins nächste Dorf hinabsteigen, um für die trunksüchtige Schwester Oberin Schnaps zu besorgen. Nachdem er dabei einmal schwer gestürzt war, fasste er zusammen mit seinem Bruder den Plan, abzuhausen und zu den Eltern in der Stadt zurückzukehren. Zu dieser Zeit liefen ihre Visa für die Schweiz gerade aus, und die dortigen Behörden wollten die Familie deshalb wieder nach Österreich zurückschicken, als mein Großvater Kontakt zu einem Amerikaner aufnahm, den er behandelt hatte, als dieser auf einer Urlaubsreise krank geworden war. Der Mann hatte meinen Großvater nicht vergessen und erklärte sich einverstanden, an Eides statt für die Zahlungsfähigkeit der Familie zu bürgen, damit sie die Visa bekamen, die ihnen Zugang zu den Vereinigten Staaten verschafften. Ohne die gnädige Unterstützung dieses mir unbekanntes Mannes aus Texas wäre meine Familie in den Lagern gelandet. Weitere Malheure folgten. Geld wurde gestohlen; Ausweispapiere und Fahrkarten gingen verloren. Aber irgendwie schafften sie es von Zürich nach Genua, und dort gelang es ihnen mit Hilfe eines italienischen Zweigs der Familie, der Geld für sie versteckt hatte, auf der SS Rex eine Schiffspassage nach New York zu buchen.

Wie die Geschichten anderer Flüchtlinge vor Hitler – und im Grunde vor jedem verheerenden Konflikt – steckt auch diese voller Momente des «hätte nicht», «knapp» und «gerade noch». Allzu oft aber enden diese Erinnerungen, um ihnen einen schöneren Schluss zu verpassen, mit der Ankunft der Emigranten an einem Zufluchtsort – dem gern beschworenen Gelobten Land. Im Fall meiner eigenen Familie endete die Geschichte mehr oder weniger auf diese Weise: «Doch aller Unbill und allen Gefahren zum Trotz schafften sie es, Gott sei es gedankt, wohlbehalten in die Vereinigten Staaten. Und obwohl das Leben anfangs hart war und sie in einem finsternen Mietshaus in New York ihr Dasein fristen mussten, führte ihr Weg sie schließlich nach Boston, wo dein Großvater seine Tätigkeit als Arzt wieder aufnahm und seine beiden Söhne es auf die beste Schule der Stadt und anschließend nach Harvard schafften. Ende.»

Ich brauchte lange, bis ich begriff, wie viel während der qualvollen Flucht der Familie unwiederbringlich verloren gegangen war. Zwar hat ein Drittel der europäischen Juden Hitler überlebt, aber nur ein winziger Teil derjenigen, die entkamen, konnte sich seine frühere Identität und ein Gefühl der Menschlichkeit bewahren. Zweigs Leben auf der Flucht berührt mich nicht zuletzt deshalb, weil es wie in einem *tableau vivant* archetypische Stadien der Flüchtlingserfahrung vermittelt, die auch andere durchlebten, die vor einem zum Mörder gewordenen Staat das Weite suchten. Besonders erhellend ist seine Geschichte, wenn es um diejenigen Notlagen des Exils geht, die sich nicht verflüchtigen, sobald man die Freiheit zurückgewinnt.

Es stimmt: Nachdem mein damals bereits etwas älterer Großvater einige Jahre lang von staatlicher Unterstützung gelebt hatte, lernte er ausreichend Englisch, um vor den Ärztekommisionen zu bestehen und in den USA wieder eine Zulassung zu erhalten, doch seine Praxis dort lief recht mäßig, sodass meine Großeltern sich nur gerade so über Wasser halten konnten. Und viel trauriger als der Verlust ihres Wohlstands (und doch zum Teil damit zusammenhängend) war, was aus ihrer Beziehung wurde.

Meine Großmutter hatte eine Cousine, die wir nur unter dem Namen Tante Alice kannten. Auch sie war aus Wien geflohen und in Manhattan zu einer erfolgreichen, ziemlich furchterregenden Psychiaterin geworden. Wo andere Menschen Manieren hatten, hatte Tante Alice Geschichten. Sie schwor, sie sei jahrelang für einen Sprössling Mussolinis tätig gewesen, um einen Umsiedlungsplan für die europäischen Juden auszutüfteln, vielleicht nach Uganda. Sie erzählte, sie habe sich während der Revolution mit Hemingway und seiner Bande in Kuba herumgetrieben. Hemingway sei ganz scharf darauf gewesen, sie ins Bett zu bekommen – allerdings ließ sie offen, ob sie diesem Begehren nachgegeben hatte oder nicht. Er habe sie zum Flughafen gebracht, als das Regime von Batista zusammenbrach, und in das letzte Flugzeug gesetzt, das die Insel verließ. Am stolzesten aber war sie darauf, dass es ihr mit purer Willenskraft gelungen sei, die

Wachen in Buchenwald so lange zu bedrängen, bis diese ihren dort internierten Mann freiließen. Kurz darauf ließ sie sich von ihm scheiden – und heiratete ihn ein paar Jahre später erneut. Ich habe ihn ein einziges Mal zu Gesicht bekommen, eine etwas lumpige Gestalt mit schwerem Kinn, die verhuscht im Foyer des Beaumont-Theaters herumstand, wohin Alice mich zu einer Matinee des *Kaufmanns von Venedig* mitgenommen hatte. Sie ging wortlos an ihm vorüber, doch dann drehte sie sich – in einer wunderbar rätselhaften Geste – nach hinten und drückte ihm *en passant* kurz die Hand. Erst Jahre später offenbarte sie mir mit einem gefährlichen Funkeln in den Augen die Identität des Mannes, den wir da so brüskiert hatten; damals waren sie freilich schon wieder getrennt.

Tante Alice kannte meine Großeltern gut, als sie damals in Wien in einer großen Wohnung in der Nähe des Belvedere lebten. Oft fuhr sie mit ihnen in deren dunklem Opel Olympia zu dem ein oder anderen kulturellen Ereignis. Sie kam zum Essen und besuchte sie in der Berghütte, die sie für den Sommerurlaub gemietet hatten. Immer wenn Tante Alice von meinem Vater sprach, umspielte ein leicht herablassendes Lächeln ihre Lippen. «Armer Martin», pflegte sie zu sagen. «Man hat ihn als Jungen so vernachlässigt.» Und nach einem Seufzer fügte sie hinzu: «Die Leute glauben, für Kinder sei es ganz schrecklich, wenn sich die Eltern streiten. Glaub mir, das ist nichts verglichen damit, wie entwicklungshemmend es ist, wenn sie sich zu gut verstehen. Deine Großeltern liebten sich damals, als Martin ein Kind war, so sehr, dass er sich selbst überlassen blieb.»

Mein Vater hatte zweifellos Gelegenheit, beide Seiten der Medaille elterlicher Interaktion kennenzulernen. Denn in Amerika zerriss die mehr als zwanzig Jahre alte hermetische Verbindung zwischen meinem Großvater und meiner Großmutter. Nun stritten sie sich oft und lautstark. Die Folgen dieser Auseinandersetzungen erlebte ich eines Tages als Jugendlicher, als mein Vater zu Hause irgendetwas Dämliches im Fernsehen anschaute und urplötzlich sagte: «Weißt du, die Menschen beklagen sich immer, ‹Ach, es ist so

schrecklich, die Familien schauen heute während des Essens fern und reden nicht mehr miteinander.» Ich kann dir sagen, so großartig war es bei mir nicht am Esstisch. Gott, was haben sich meine Eltern gestritten!» Mit der Hand strich er sich über eine Augenbraue. «Ich wünschte verdammt noch mal, wir hätten damals einen Fernseher gehabt!»

Die Gründe für diese Streitigkeiten waren verschieden und wenig überraschend. Fortwährend gab es Geldsorgen. Irgendwann gab es wohl auch einmal eine Affäre. Aber das eigentliche Thema ihres Ehestreits war das plötzliche, radikale Ungleichgewicht, in das ihr soziales Gefüge durch das Leben in einem neuen Land geraten war. Die Not des Exils stellen wir uns gewöhnlich so vor, dass sich dadurch die Beziehung zur äußeren Welt grundlegend ändert, wodurch die Alltagsroutinen unvertraut werden und plötzlich voller Mühsal sind. Die Entfremdung von den heimatlichen Bindungen, die man im Herkunftsland geknüpft hat, kann freilich ähnlich brutal sein. Mitunter kam es, wie im Falle meiner Großeltern, zu einer Umkehrung der Machtverhältnisse. Das Flair, das meine Großmutter als klassische Pianistin umgab, und ihr Verlangen nach gesellschaftlichem Trubel sorgten in Wien für mehr Glanz als die ärztliche Praxis meines Großvaters. Nun aber war sie nicht mehr die geliebte Gattin des Arztes mit überschäumendem Temperament, großem Freundeskreis und vollem Terminkalender, sondern lebte isoliert mit zwei Kindern in einem fremden Zuhause – kurz vor ihrem 40. Geburtstag in einem doppelten Exil. Mein Großvater hingegen, der zehn Jahre älter war als sie, musste rasch Englisch lernen, um wieder arbeiten zu können, und wurde hinaus in die Welt gezwungen, wo es ihm gelang, zumindest den Anschein eines aktiven Soziallebens wiederherzustellen. (Solch eine Machtverschiebung erfolgte häufig in umgekehrter Richtung: Die klassische österreichisch-deutsche Hausfrau war mit häuslichen Pflichten überlastet. «Hier lernen viele europäische Frauen erstmals eine andere Lebensweise kennen, und deshalb geraten so viele in den ‹USA-Rausch›», beobachtete ein Flüchtling.)

Mitunter freilich kehrte sich die frühere Dynamik nicht um, sondern verstärkte sich, was sich als desorientierend erweisen konnte. Das war, glaube ich, bei Stefan und Lotte der Fall. Nachdem es sie in ein winziges Gebirgsstädtchen mitten in den unbekanntenen Weiten Brasiliens verschlagen hatte, wurde die Welt außerhalb ihrer Ehe für sie immer weniger zugänglich. Die Briefe, die Lotte an ihren Bruder Manfred und ihre Schwägerin Hannah, die in England lebten, schrieb, kommen immer wieder auf die Hilflosigkeit zu sprechen, die sie empfand, weil es ihr nicht gelang, Zweigs Verzweigung zu lindern. Kurz bevor Stefan und Lotte New York endgültig verließen, bemerkte Lotte gegenüber einer Freundin, sie könne für Stefan nichts mehr tun, außer ihn zu nötigen, sie mit sich zu nehmen, wohin immer er gehen wolle – Worte, die dunkel an die der biblischen Ruth erinnern.

Wenn man so viel zurückgelassen hat, liegt die Vermutung nahe, die Exilerfahrung bestehe vor allem darin, eine frühere Identität hinter sich zu lassen. Und doch handeln diese Geschichten nicht ausschließlich von Verlusten, denn die Exilierten verbreiten, wenn sie sich durch ihre neue Welt bewegen, die Aura vergangener Leben wie Puder beim Flügelschlag – in diesem Fall den Glanz und die Giftstoffe, das dunkle Schillern der Stadt Wien vor dem «Anschluss». Ein Foto von meiner Großmutter, aufgenommen in den Zwanzigerjahren, bildet einen Kontrapunkt zu Zweigs Mutlosigkeit 1941 in Ossining. Sie wurde erwachsen, als sich Zweig auf dem Höhepunkt seines Ruhms befand und Österreich ein letztes Mal eine kulturelle Blüte erlebte. Die Aufnahme zeigt sie in einem modischen dunklen Kleid mit einer großen ovalen Goldbrosche an der Taille und einem glockenförmigen Hut, der kokett auf dem Kopf sitzt. Ihre Hände hat sie, die Finger nach unten gespreizt, an die Hüften gelegt; ihr linkes Bein hat sie über das rechte geschlagen, der Fuß in elegantem Schwung verharrend. Eine lange Perlenkette ziert ihre weiße Bluse. Mit einem Ausdruck munterer Gewissheit strahlt sie in die Welt hinaus. Wenn ich ihr furchtloses Lächeln sehe, erinnere ich mich daran, wie schlecht proportioniert alles an ihr wirkte,



Oben Mitte: Mein Großvater und meine Großmutter, zwischen ihnen
 mein Onkel George und mein Vater Martin. Oben links (und oben rechts):
 die Lieblingscousine meiner Großmutter, vermutlich entweder Alice Peters
 oder Selma Peterselka. Die meisten anderen Bilder zeigen meine Groß-
 mutter. Unten links: Die Eltern meines Vaters in einem Wiener Fotoatelier.
 Unten rechts: Mein Onkel George

wenn sie uns in der Vorstadt im nördlichen Virginia, wo ich aufwuchs, besuchen kam: der dicke, feuchte Schmatz, den sie mir und meinen Geschwistern gab, ihr ungehemmtes Lachen, die Symphonien, die in ihrer Wohnung zu hören waren, ihre riesigen bernsteinfarbenen Augen und ihre Lippen und ihr Busen, wenn sie in den eisblauen Swimmingpool hüpfte, ihre Großzügigkeit bei Süßigkeiten und ihre unbekümmerte Ablehnung all derjenigen, die sie für Untergebene hielt. Sie tauchte in Fairfax wie ein jüdischer Gulliver auf. Für mich bedeutete ihr Gebaren eine Herausforderung, hinaus in die größere Welt zu blicken. Die Leidenschaft für kulturelle Aufklärung, die sie wie so viele aus ihrem früheren Milieu ausstrahlten, entfachte meine Fantasie.

Max Brod verspürte eine ähnliche Erregung, als er, als junger Mann frisch aus dem kleinen Prag kommend, Zweigs Studentebude in Wien betrat und unzählige Bücher in fremden Sprachen sah, während Zweig ihm einen Schnaps vorsetzte, in dem Goldpapierblättchen schwammen. «Das erschien als Gipfel großstädtischer Verruchtheit.» Andere sprachen von der Faszination, die Zweigs Umgebung ausübte, nachdem er ins Exil gegangen war. Besucher der «schönen Räume», die er in der Londoner Hallam Street angemietet hatte, schilderten faszinierende Abende dort, bei denen, wie die aus Wien stammende Schriftstellerin Hilde Spiel schrieb, «Dichter (...) einander aus ihren entstehenden Manuskripten vor[lesen] und (...) stundenlang respektvoll zu[hören], um dann den anderen das eigene Geschriebene zuzumuten». Solche Szenen symbolisierten für manche Flüchtlinge die «Zwischenexistenz» der frühen Exiljahre, in denen Intellektuelle und Künstler hin und her taumelten «zwischen adeligen Präentionen und einer *vie de bohème*» – zwischen vertriebenen Landsleuten und exzentrischen Einheimischen. In dieser Zeit spazierte Zweig selbst immer wieder durch die Straßen Londons und hielt Ausschau nach den Gedenktafeln für frühere Exilanten – unter ihnen Marx, Lenin und Sun Yat-sen –, damit er sich weiterhin als Teil einer vertrauten Gemeinschaft elitärer Weltbürger fühlen konnte; er wollte sich davon überzeugen, dass der

Piccadilly Circus mit seinen erleuchteten Reklametafeln tatsächlich der Mittelpunkt der Welt war.

Die Familie meines Vaters hatte nicht die gesellschaftliche Stellung der Zweigs. Seine Großeltern waren aus der Tschechoslowakei nach Wien gekommen, die Eltern des Vaters stammten aus Lemberg. Beide Familien waren vor nicht allzu langer Zeit noch Ostjuden gewesen. Über den Klassendünkel, der das Verhalten in der Welt seiner Eltern bestimmte, machte Stefan Zweig sich lustig und spottete darüber, dass man ihm und seinem Bruder in der Kindheit ständig erklärt habe, diese oder jene seien im Gegensatz zu anderen «feine» Leute: «Bei jedem Freunde wurde nachgeforscht, ob er aus «guter» Familie sei und bis ins letzte Glied Herkunft sowohl der Verwandtschaft als des Vermögens überprüft.» Und doch, so Zweigs nüchterner Hinweis, seien diese jüdischen Familien vor fünfzig oder höchstens hundert Jahren alle aus dem Ghetto gekommen.

Mit zunehmendem Alter wurde Zweig jedoch toleranter gegenüber diesem Spiel, denn er gelangte zu der Überzeugung, dass es dabei weniger um einen reinen Statuskampf ging, sondern dass das Ganze ein Symptom für das allgemeinere jüdische Streben war, «ins Geistige, in eine höhere kulturelle Schicht» aufzusteigen – eine Eigenschaft, die tatsächlich auf Juden jeder sozioökonomischen Kategorie zutraf. Eine «gute» Familie, so erkannte er allmählich, zeichnete sich letztlich dadurch aus, dass sie frei war von der eingeschränkten Perspektive, die ihr durch das beengte, bedrückende Leben im Ghetto aufgezwungen wurde – eine Familie, die sich «durch Anpassung an eine andere Kultur und womöglich eine universale Kultur befreit hat oder zu befreien beginnt». In dieser Hinsicht waren meine Großeltern, die weit über den Horizont der kleinen Dorfwelt ihrer Eltern hinaus unterwegs gewesen waren, beispielhaft. Die Urlaubszuversicht, die das Bild meiner Großmutter ausstrahlte, war freilich hart erkämpft. Und es ist kaum zu glauben, dass dieser Gesichtsausdruck binnen weniger Jahre aus ihrem Antlitz verschwand. Es gehöre, schrieb Zweig, «zu den ewigen Paradoxien des jüdischen Schicksals», dass die «Flucht ins Geistige» den Juden genauso zum

Verhängnis geworden sei wie ihre frühere «Einschränkung ins Materielle». Wer hätte vorhersehen können, dass die Nationalsozialisten den Juden verbieten würden, «intellektuelle Berufe» etwa in der Medizin oder in der Juristerei auszuüben, fragte sich Zweig. Und inwiefern konnte dieses tiefe Eintauchen in das Geistesleben die Massen genauso in Rage versetzen, wie das die frühere Vorliebe der Juden fürs Geschäftliche getan hatte?

Als ich anfing, Zweigs Bücher zu lesen und mich mit seinem Leben zu beschäftigen, merkte ich, dass seine Geschichte mir meine Großeltern näherbrachte, deshalb beschäftigte ich mich immer weiter mit ihm. Wenn schon keine Möglichkeit bestand, ihr Exil zu beenden, so konnte ich doch, indem ich die Wanderungen dieser vielschichtigen Persönlichkeit nachzeichnete, zumindest ein wenig zeigen, worin der lange Prozess des Exils bestand – konnte seinem Vorspiel in Europa und seiner Entwicklung in der Neuen Welt nachspüren, wo grelle Neuheiten und golden glänzende Erinnerungen die Flüchtlinge gleichermaßen in Verwirrung stürzten. Aber um ehrlich zu sein, verweilte ich schon allein wegen ihres geheimnisvollen Schicksals gerne unter diesen Wiener Phantomen, selbst nachdem ich begriffen hatte, wie viel Finsternis die Stadt inmitten ihrer funkelnden geistigen Atmosphäre schon immer barg.

Die explosionsartige schöpferische Entladung im Wien des frühen 20. Jahrhunderts wird oft als eine Art wundervoller Traum geschildert. Ein rosafarbenes Feuer leuchtete in der letzten Stunde der europäischen Zivilisation, bevor primitive Barbarei ihr Haupt erhob und diese Renaissance auslöschte. Und doch gab es auch eher trübe Überlappungen zwischen der Sphäre des blühenden Geistes und der der geballten Faust. Statt eines eindeutigen Gegensatzes zwischen Gut und Böse zeigt Zweigs Geschichte, wie beide Seiten auf fatale Weise miteinander verzahnt waren. Die Künstler und Intellektuellen in Wien hatten vielfach mit den gleichen Problemen und Bestrebungen zu kämpfen, die auch die gewaltsamen Leidenschaften ihrer Erzfeinde befeuerten. So wie Hitlers Agenda von einem Paneuropäismus im napoleonischen Sinne bestimmt war – der mittels Erober-

rung erreicht und durch die Hegemonialherrschaft einer einzigen nationalistischen Kultur aufrechterhalten werden sollte –, so war Zweigs Programm vom paneuropäischen Traum nach humanistischem Vorbild beseelt, der durch friedliche, transnationale Verständigung verwirklicht und von einer elitären Ansammlung von Gelehrten und Künstlern bestimmt werden sollte. Auf beiden Seiten der kataklysmischen Diskussionen über Europas Bestimmung waren die Menschen im gleichen verdummenden Schulsystem groß geworden, geprägt von der gleichen unheilvollen Mischung aus sexueller Unterdrückung und chauvinistischem Militarismus. Sie hatten den gleichen, alle Gewissheiten erschütternden Krieg erlebt und lebten mit den weiter schwelenden sozioökonomischen Verheerungen dieses Konflikts. Der auf inspirierende Weise kultivierte Wiener hatte, was die Sorgen um die Zukunft Europas und das Bedürfnis nach einer grundlegenden geistigen Verjüngung betraf, mehr mit seiner Nemesis gemein, als wir bislang gerne geglaubt haben.

Zweig selbst hatte die Anziehungskraft des Nationalsozialismus erkannt und sie sogar – für einen Moment – gutgeheißen. Nach den Wahlen in Deutschland im September 1930, als die NSDAP, die zwei Jahre zuvor weniger als eine Million Stimmen bekommen hatte, plötzlich mehr als sechs Millionen Menschen hinter sich versammelte, machte er das Spießertum der altbackenen Demokraten im Land für den Sieg der Nationalsozialisten verantwortlich und nannte das Wahlergebnis «eine vielleicht unkluge, aber im Innersten natürliche und durchaus zu bejahende Revolte der Jugend gegen die hohe Politik». Klaus Mann musste den 25 Jahre älteren Zweig daran erinnern: «Nicht alles, was Jugend tut, weist in die Zukunft. (...) Ihre schöne Sympathie für das Jugendliche an sich läßt Sie, fürchte ich, übersehen, worin diese Revolte besteht.»

Zwar kamen Zweig und seine faschistischen Widersacher zu gegensätzlichen Schlussfolgerungen darüber, was die europäische Krise bedeutete und wie sie zu bewältigen sei, aber es gab eine Menge Verbindungen – und mitunter sogar die gleichen Vorstellun-

gen davon, wie man die menschliche Zivilisation voranbrachte. Aus diesem Grund hatte Zweig zu der Zeit, da er ins Exil ging, damit begonnen, den Gedanken von Fortschritt und Produktivität im europäischen Sinne ganz grundsätzlich infrage zu stellen. Trotz aller technischen und gesellschaftlichen Errungenschaften, die in der Zeit zwischen den Weltkriegen zu verzeichnen gewesen seien, schrieb Zweig in seiner Autobiographie, «gibt es doch im einzelnen keine Nation in unserer kleinen Welt des Abendlandes, die nicht unermesslich viel ihrer einstigen Lebenslust und Unbefangenheit verloren hätte». Wie könne man sich überhaupt noch einen Österreicher vorstellen, wie sie ihn in ihrer Jugend erlebt hätten, «so lax und locker in seiner Gutmütigkeit, so fromm-gläubig seinem kaiserlichen Herrn vertrauend und dem Gott, der das Leben ihnen so behaglich gemacht»? Aber genau zu diesem Zweck, nämlich diese auf laxer Weise konventionelle, alberne und hierarchische Welt der Sicherheit zu überwinden, hatten sich die revolutionären künstlerischen Bewegungen gegründet, die er und seine Kollegen so eifrig unterstützten.

Im Zentrum von Zweigs Geschichte steht das Rätsel, wo sich der Pfad verzweigte, wo sich der Schaffensdrang vom Vernichtungsdrang trennte. Würde man diese Gabelung unmittelbar in die Stadt Wien verlegen, würde ich sie am Schillerplatz verorten, dem kleinen Park vor der Akademie der bildenden Künste, wo Hitlers Bewerbung um ein Studium der Malerei abgelehnt wurde und eine ehrwürdige Sammlung europäischer Kunst noch immer dem Publikum zugänglich ist. In der Mitte dieses Parks steht eine Statue von Schiller, dem «Sprecher des reinen Menschentums», dem «Pathetiker der höchsten Ideale der Menschheit», über den Gershom Scholem, der große Kenner der jüdischen Mystik, einmal schrieb: «Die Begegnung mit Friedrich Schiller war für viele Juden realer als die mit den empirischen Deutschen.» Zweig wählte ein Schiller-Zitat zum Motto für seine Studie über Sigmund Freud: «Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter.» Und aus



Medaillon am Sockel der Schillerstatue auf dem Wiener Schillerplatz

Schillers Dichtung übernahm Zweig die Lehre, die seiner Moralphilosophie zugrunde lag, dass sich nämlich die Freiheit nur im Reich der Träume verwirklichen lässt, so wie wahre Schönheit nur im Gesang zur Blüte kommt.

Am Fuße der bronzenen Schillerstatue findet sich das Medaillon eines Kopfes mit vor Schreck geweiteten Augen – eine Allegorie der Tragödie. Schaut man sich den wilden Haarkranz, der dieses Antlitz umgibt, jedoch genauer an, so findet man darin einen lachenden Satyr versteckt: die Allegorie der Komödie. Tragödie und Komödie sind somit in diesem Bild unauflöslich miteinander verwoben, was das eigentliche Wiener Dilemma zum Ausdruck bringt. Die Komödie, viel kleiner und verborgen unter dem langen Haar der Tragödie, hat die Augen halb geschlossen. Die Tragödie sieht aus, als sei sie vollkommen dem Wahnsinn verfallen. Die Geschichte von Stefan Zweigs unmöglichem Exil und von Zweig selbst als unmöglichem Exilanten entspricht in gewisser Weise diesem zutiefst irritierenden, paradoxen Bild. Wenn wir dieses Rätsel näher in Augenschein nehmen, was erkennen wir dann?

Aus Odysseus wird Ödipus

Am 4. Juni 1941 versammelte sich nach Einbruch der Dunkelheit eine beachtliche Schar europäischer Flüchtlinge aus allen Gesellschaftsschichten im Wyndham Hotel in Midtown Manhattan zu einem unerhörten Ereignis: Stefan Zweig gab eine Cocktailparty. Es war die erste größere Einladung, seit er seine Heimat und seine erste Frau Friderike sieben Jahre zuvor in Salzburg verlassen hatte. In Österreich freilich hätte er eine solche Party gar nicht veranstalten können, denn im Wyndham öffnete er seine Türen für die Emigrierten – so gut wie jeden Flüchtling, den er kannte, hatte er eingeladen. Klaus Mann machte sich von dem Haus in Brooklyn Heights aus auf den Weg, wo er unter anderem gemeinsam mit W.H. Auden und Gypsy Rose Lee wohnte. Hermann Broch, dessen schlechter Gesundheitszustand das Verlangen, Freunde zu treffen, nicht unbedingt beförderte, hätte den Zug aus Princeton nehmen können. Der deutsche Schriftsteller Hermann Kesten und Jules Romains, der Vorsitzende des Internationalen PEN-Clubs, waren mit ziemlicher Sicherheit anwesend. Friderike Zweig, mit der Stefans Leben noch immer eng verwoben war, hatte ohne Zweifel eine Einladung erhalten.

Der Anblick all dieser Männer und Frauen – von denen viele inzwischen völlig verarmt waren und von denen die meisten vor ihrer Ankunft in Amerika deutlich mehr mitgemacht hatten als Zweig –, die an diesem Frühsommerabend im Hotel eintrafen, dürfte in der Gegend um die Park Avenue östlich des Wyndham für einiges Befremden gesorgt haben. Nicht lange nach diesem Ereignis schrieb ein emigrierter Soziologe: «Ein Flüchtling ist etwas Neues, zehn Flüchtlinge sind langweilig, und hundert Flüchtlinge sind eine Bedrohung.»

Nachdem Zweig Ende Januar von einer Vortragsreise durch Südamerika nach Manhattan zurückgekehrt war, hatte er die unzähligen Bekannten, die in dieser Stadt gelandet waren, so gut es ging gemieden. Den ganzen Winter über hatte er ein für seine Verhältnisse abgeschiedenes Dasein geführt. Seine sozialen Energien beschränkte er weitgehend auf seinen älteren Bruder Alfred, der den familieneigenen Textilbetrieb in Europa geleitet hatte und dem es dank seines Vermögens im Ausland gelungen war, sich vor Hitlers Aufstieg an der Upper East Side gut einzurichten; auf Ben Huebsch, seinen tapferen Lektor bei Viking Press; auf Lottes zwölfjährige Lieblingsnichte Eva, die vor den Luftangriffen auf England in die USA in Sicherheit gebracht worden war und für die die Zweigs die Vormundschaft übernommen hatten; und auf Friderike. Doch im Frühjahr waren die Barrieren, die er gegenüber der großen Exilgemeinschaft zu errichten versucht hatte, allmählich in sich zusammengefallen, und seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt.

In Zweigs Briefen aus New York wird nichts häufiger thematisiert als sein Gefühl, die Bedürfnisse der anderen Flüchtlinge würden ihm die Luft zum Atmen nehmen. «Es erschöpft mich, jeden Tag vier bis fünf Leute zu sehen», beklagte er sich gegenüber Friderike. «Du ahnst ja nicht, was alles herandrängt, kaum man mich wo weiss, das Telefon ging in New York, obwohl es Sommer war, (...) von früh bis nachts (...). Ich kenne jetzt in New York 200 bis 300 Menschen, die alle beleidigt wären, wenn ich sie nicht sehen würde.» Noch schlimmer sei, dass er nicht über die «weise Öconomie» eines Thomas Mann verfüge, «der Leute nach einer Stunde längstens entlässt, sich seine Arbeitszeit nie tangieren lässt – bei mir bleiben die Leute drei Stunden».

Es waren also nicht nur die Nachbarn des Wyndham, die ein gewisses Unbehagen ob dieser Zusammenkunft verspürten. Viele der Gäste, die um Zweigs neu entdeckte Zurückgezogenheit wussten, dürften sich gefragt haben, was sie hier erwartete. Hatte Zweig irgendetwas Wichtiges zu verkünden? Würde er endlich über die

Notlage der europäischen Juden sprechen und ein militärisches Eingreifen fordern, wie das die anderen Flüchtlinge schon länger von ihm erwarteten? Ein Gast nach dem anderen spazierte durch die enge Lobby des Hotels und fuhr mit dem Aufzug nach oben, um an Zweigs Zimmertür zu klopfen. Sie pressten sich zwischen all die Menschen, die sich bereits in Zweigs überraschend bescheidener Zweizimmersuite drängten. Sie erhaschten einen Blick durch die Fenster auf Manhattans «Milliarden künstlicher Sterne», wie Zweig sie einmal genannt hatte, aufgereiht in Wolkenkratzern, die an «Pulpa aus Stein mit spitzen Dornen» erinnerten. Man schwatzte. Man trank Schnaps. Man aß Häppchen. Man sah sich um und wartete, was weiter passieren würde.

Weniger enge Freunde waren möglicherweise enttäuscht darüber, dass sich Zweigs angeblich so großer Reichtum in den Hotelzimmern, die er in New York bewohnte, so wenig niederschlug. Diejenigen, die ihn besser kannten, dürften gewusst haben, dass er sich von seiner Sammlung Hunderter wertvoller Autographen bis auf einen winzigen Restbestand bereits getrennt hatte. Gleiches galt für seine zehntausend Bände umfassende Bibliothek. Was er aber weiterhin auf seinen Reisen dabei hatte, war bezeichnend. Seine verbliebenen Schätze umfassten Musikalien, darunter mehrere Originalpartituren von Mozart, Beethovens «Kurz ist der Schmerz», ein Werk von Händel und eines von Schubert. Mitte der Dreißigerjahre sammelte er fast nur noch Musikautographen, und als er gegenüber Alfred Kubin 1937 erklärte, sein Leben habe «doch in der Kunst ihr Erdreich», dachte er an die Musik als das Medium, das sich in seinen Augen am besten dazu eignete, die die Menschheit entzweien den Sorgen zu überwinden und für eine Solidarität des Geistes zu arbeiten.

Dieser Glaube an die Kraft der Musik beruhte auf einer tief sitzenden Wiener Überzeugung, wonach die besondere Aura dieser Stadt in ihrer Fähigkeit liegt, die sinnlichen Traditionen von Menschen mit gesteigerten ästhetischen Ambitionen miteinander zu verschmelzen. Wien, so glaubten die dieser Stadt verfallenen Träumer, hatte

einen Weg gefunden, wie sich Geist nachweislich zu Materie formen ließ – und wie man die verschiedenen Bereiche einer Gesellschaft miteinander in Einklang bringen konnte. In seinem Nachruf auf Stefan Zweig schildert Klaus Mann diese besondere Wiener Mischung: «Der Baron und der Fiaker-Kutscher verstanden einander; sie hatten dasselbe Vokabular und so ziemlich die gleiche Begriffswelt.» Bei ihrer ersten Begegnung 1930 erzählte Zweig dem aus der Arbeiterklasse stammenden Dichter Wolfgang Bauer von seiner Überzeugung, «daß der Geist sich auf dem Grund der schweigenden Masse erhebt, daß es die Tiefe ist, aus der das Licht kommt». Genau dieser Glaube erklärt auch, warum Zweig lange Zeit vor allem solche Autographen sammelte, die besonders stark überarbeitet, abgegriffen und befleckt waren, denn sie zeugten vom bewegten Bemühen des Verfassers, dem Körperlichen das Erhabene abzurufen. Das göttliche Tintenfass war über Wien umgekippt. Die Luft war durchsetzt mit den Fingerabdrücken der Engel; ganz besonders galt das für die Oper und ihre Bühne – «diese Bühne, die zu betreten den Schauer Dantes übertraf, als er aufstieg in die heiligen Kreise des Paradieses».

Manche Freunde Zweigs waren überzeugt, dass die Liebe zur Musik ihn hätte retten können, wenn er sie nur intensiver gepflegt hätte. Gisella Selden-Goth, eine Musikwissenschaftlerin, mit der Zweig all die Jahre im Exil einen regen Briefwechsel unterhielt, meinte: Hätte Zweig in Petrópolis, «inmitten der unaufhörlichen Selbstquälerei über den Untergang seiner so sehr geliebten europäischen Welt, Musiker um sich gehabt, gelegentlich einem Quartettspiel aus dem Nebenzimmer lauschen können – die Katastrophe jener Selbstvernichtung, die die künstlerische Welt seiner Zeit so erschütterte – nein, es wäre nicht zu ihr gekommen». Die Vorstellung, dass sich 1942 in Zweigs kleinem Bungalow am Rande des dichten brasilianischen Regenwalds ein Streichquartett drängt, ist so grotesk wie anrührend. Zweig war zweifellos darum bemüht, «die Welt der Musik rein zu halten und frei von dieser Kakophonie der Politik», wie er einem anderen Freund schrieb. Das ist denn

auch einer der Gründe, warum er weiter mit Richard Strauss zusammenarbeitete, selbst nachdem dieser von Goebbels zum Präsidenten der Reichsmusikkammer ernannt worden war.

Doch das vorgebliche Bemühen, eine Trennung zwischen der Kunst und den Ereignissen, welche die Schlagzeilen bestimmten, aufrechtzuerhalten, verdammt ihn zu Verrenkungen und Pathos. Als er 1935, also nachdem er Österreich im Jahr zuvor verlassen hatte, zum letzten Mal die Salzburger Festspiele besuchte, beschrieb er die Stadt, die sich als so anfällig für den Nationalsozialismus erwiesen hatte, mit enormer Generosität und Zuneigung: «Wie wenig andere Städte versteht Salzburg in Stein und Stimmung tönend zu lösen, was sich sonst in der Wirklichkeit grob widerspricht.» Das Geheimnis für die Auflösung dieser Dissonanzen, so Zweig weiter, habe Salzburg von der Musik gelernt. «An solchen seltenen Tagen, wo Himmel und Landschaft und die erlesensten Künstler der Zeit in den erhabensten Werken wie *Fidelio* oder der *Zauberflöte* oder in *Orpheus und Eurydike* zusammenwirken, erlebt man manchmal in dieser zerstückten Welt, in diesen zerstückten Zeiten den reinen und vollen Aufschwung der Festlichkeit, jenen Zustand der Gnade, der sich immer nur ergibt, wenn Natur und Kunst, Kunst und Natur sich wie Lippe und Lippe berühren (...).»

Der Klang der deutschen Sprache durchströmte Zweigs Hotelzimmer – möglicherweise laut genug, um eine gewisse Bestürzung oder zumindest Abneigung bei den anderen Hotelgästen hervorzurufen. Die Zeitungen waren voll von Anzeichen auf Amerikas bevorstehenden Kriegseintritt: Prognosen, dass in den kommenden Monaten mehr als eine Million neue Kräfte für die Landesverteidigung angeheuert würden; Präsident Roosevelts Eintreten für ein Gesetz, das die Beschlagnahmung von Privateigentum erlaubte, sofern es kriegswichtig erschien; Forderungen nach «gasless Sundays», um Treibstoff für die bevorstehende Schlacht zu sparen. Zwei Tage vor Zweigs Cocktailparty war ein Kongressabgeordneter aus New Jersey von